
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 210. Bromberg, den 15. September. 1934

Die Irrfahrt des Majors King.

(7. Fortsetzung.)

„Naghira", sagte ich eines Tages zu meiner Frau, „heut kann ich noch fragen: wie steht es um den Krieg? Morgen nicht mehr; denn morgen bin ich wahnsinnig."

„Warum sollst du denn morgen wahnsinnig sein?" fragte Naghira.

„Weil diese Bläue, diese Stille, diese Verlorenheit mein Hirn belasten."

Ich hockte im Winkel meines Wohnraumes. Der Winkel war finster. Und ich redete aus dieser Finsternis.

Naghira war mein Weib. Ich hatte sie geheiratet. Ich hatte auch meinen Christenglauben abgelegt und war Sonnenanbeter geworden. Seit ich das Mädchen Naghira zu meinem Weibe gemacht hatte, war ich Unterpriester. Als Priester durfte ich die Wälder von Oi-thum betreten. Als Priester wurde ich nicht mehr mit dem Argwohn von tausend Augen bewacht. Als Priester durfte ich in dem heiligen Buche lesen, das in Hieroglyphen geschrieben und fünftausend Jahre alt war.

Ich wußte, was darin stand. Ich kannte es auswendig. Denn ich durfte nicht schreiben.

Flucht!

Ach, es war ja nicht zu denken, daß ein Mensch, einer allein, sich einen Weg durch die Verlorenheit um das Herz Afrikas bahnen konnte! Der Tod lauerte dort in tausend Gestalten. Man ersah Ewigkeiten nach allen Winden. Aber man sah in diesen Ewigkeiten nicht das Dach eines Hauses oder einen Negerkral. Man dachte: das nächste Lebendige sind die Sterne! Die Sterne zitterten. Die Weiten der Erde ringsum zitterten nicht.

Naghira war die Tochter des Häuptlings. Sie war von der Farbe alten Eichenholzes, wie alle ihres Stammes. War an Waldwuchs und Wildwuchs von Kraft und Schönheit. Sie hatte blaue Augen und rötliches Haar.

„Ja", sagte ich nun zu ihr und setzte die Spitze meines Zeigefingers auf die Mitte der Stirn, „es ist der Wahnsinn. Hier, Naghira, an dieser Stelle!"

„King", sagte sie, „es steht nicht so schlecht mit deiner Gesundheit. Wenn du dir aber das Hirn zerbohrst, kann es schlimm werden. Dann ist es um deinen Verstand geschehen. Der Priester Doma hat das auch gesagt."

Ich wurde aufmerksam. „Zu wem hat er es gesagt?"

„Zu mir."

Ich kroch aus dem Winkel hervor und stellte mich dicht neben die Frau und sagte mit gedämpfter Stimme: „Hat er nur von meiner Krankheit gesprochen, Naghira?"

„Er hat auch gesagt: Wenn King verworren im Geiste wird, dann müssen wir ihn töten nach dem Gesetz. Nimm dich also in acht, King! Du darfst nicht hier herumlaufen als ein Gezeichneter."

In dem Priester Doma hatte ich in heimlichen Stunden die Sehnsucht erweckt. Doma wollte aus einem Medizinmann ein Arzt werden. Weil er die Berufung dazu fühlte. Das Buch der Väter war klug, aber es war zu alt. Doma mißtraute auch seinen Heilmitteln. Nun brannte der Wunsch in ihm, die Heilkunst Europas zu lernen. Ich hatte das Feuer dieser Sehnsucht in ihm geschürt seit Jahren. Aber sie verschwieg das. Deshalb drang ich in sie. „Naghira, ist das alles, was Doma gesagt hat?"

Sie senkte die Lider: „Er hat gesagt: es wäre besser, du versuchtest die Flucht, weil du dann die Möglichkeit hättest, dich zu retten."

„Flucht!" sagte ich nach einer Weile. „Kann ein Mensch allein, allein durch das Glutherz Afrikas laufen?"

„Nein", sagte Naghira.

„Was hat der Priester gemeint?"

„Er hat gesagt: ich, dein Weib, darf dich nicht verlassen. Ich darf aber auch nicht schuldig werden an deinem Wahnsinn."

„Der Priester hat noch mehr gesagt, Naghira!" drängte ich.

„Er hat auch gesagt: er wird mich nicht verlassen. Er wird also mit uns fliehen."

„Naghira", sagte ich leise, „wir wollen in der dritten Nacht fliehen! Der Bahn nach, auf der die Sonne untergegangen ist. Ich will jetzt mit dem Priester reden."

Dann kam ich zurück. „Naghira", sagte ich, „der Priester wird mit uns gehen. Er meint: die Gesetze unseres Volkes sind barbarisch. Sie zerbrechen, heißt das Volk retten. Er und du, ihr sollt das vollbringen. Gelingt es nicht, bringen wir uns dem Gotte der Sonne zum Opfer."

„So wird es kommen", sagte Naghira. Ihre Lippen waren bleich.

„Wir wollen eine Nachtjagd vortäuschen, wenn uns die Wachen begegnen", sagte ich. In der dritten Nacht gingen wir. Es war finster. Wir hatten drei Bogen mit Köchern. Auch vergiftete Pfeile nahmen wir mit. Jeder schnallte ein Bronzeschwert um; auch Naghira. Priester Doma nahm Serum mit. Schlagstein und Zunder vergaßen wir nicht. Für jeden drei Paar Sandalen aus Büffelleder. Darüber hinaus nichts.

Einem Doppelposten begegneten wir auf dem Waldpfad am Berghang. Wir gaben die Losung, die die Wächter von den Priestern empfingen, die in jeder Nacht eine andere war, und die sonst keiner wußte.

So gelangten wir über das Herz der Nacht, zogen durch das Grau des Morgens, wanderten, wanderten.

Eines Tages, gleich nach Sonnenuntergang wurde der Priester Doma von einer grünen Wasserschlange in den Knöchel des Fußes gebissen. Es war keine große Schlange, aber sie fuhr daher wie ein Pfeil und biß sich so fest, daß die Gifthaken in der Wunde blieben. Als er den Wurm mit der Klinge zerhieb, hing der Kopf an seinem Knöchel. Ich löste ihn heraus, schnitt die Wunde beim Schein des Feuers aus und träufelte von dem Serum hinein. Dann legte sich der Priester hin und erwachte nicht mehr.

Wir schnitten den Rasen des Lagers mit unseren Säbeln in Stücken aus und legten den Leichnam in das flache Bett. Dann gingen wir. Das Bronzeschwert und den Bogen des Priesters nahmen wir mit.

„Du bist sehr tapfer, Naghira", lobte ich sie. Sie hatte das Weh dieser Fahrt und den Tod des Priesters getragen, ohne ein Wort der Reue über ihre Tat. Und ohne eine Klage.

Wie Tiere kämpften wir mit der Wildnis.

*

Zweimal war der Mond voll geworden während unserer Wanderung. Da nahmen die Sümpfe ein Ende. Aber Naghira trug das Fieber hinaus. Es war eine furchtbare Entdeckung für mich; denn eine tiefe Liebe verband nun unsere Seelen.

Ich sah, wie sie verwelkte. „Ich will dir von dem Serum des Priesters ins Blut träufeln."

Es half nicht.

Einmal sagte Naghira: „Es ist Feuer in meinen Adern. Es rinnt darin wie Blei das geschmolzen ist. Grabe mit dem Schwert ein Loch, King."

Ich erschrak. „Was soll das heißen,"

„Ein tiefes Loch. Weiter unten ist der Sand kühl. Ich will mich hineinstellen bis an den Hals. Dann schüttest du den Sand um mich herum. Ich muß das haben, wenn ich nicht verbrennen soll."

Da wühlte ich ein Loch im Wüstensand. Sie stellte sich nackt hinein, und ich schüttelte das Loch zu. Nur ihr Kopf schaute heraus.

„Es ist wohltuend", sagte sie und atmete tief. Dann schlief sie ein — wie sie in der Erde stand. Nur ihr Kopf hatte sich ein wenig zur Seite geneigt. Sie schlief zwei Tage und zwei Nächte. Nur an ihren Nüstern konnte ich das Leben sehen, das noch in ihr war.

Eine Schildkröte hatte ich ihr geholt und mußte deswegen zurückgehen in die Nähe der Sümpfe. Schildkrötenfleisch aß sie lieber als anderes. Ich löste es aus dem Gehäuse und röstete es, hoch über der Flamme.

„Naghira", sagte ich, als sie erwachte, „willst du essen?"

„Ja", sagte sie und dankte mir mit den Augen voll Glück. „Ich werde jetzt hinaussteigen", sagte sie dann. Da grub ich sie aus. Die Kur im Sande hatte sie gestrafft.

Im Silberlichte der Nächte wanderten wir. Von Einbruch der Abenddämmerung, bis die Sonne den Sand der Wüste wieder zur Weißglut brachte.

Eines Tages sahen wir fern über der Steppe Hütten wie Bienenkörbe. Es war ein Eingeborenendorf. Es waren die ersten menschlichen Wesen, denen wir da begegneten.

Während wir gegen die Siedlung anschritten, sahen wir Neger herauskommen. Wir konnten freilich nicht sehen, ob die Neger Kriegsschmuck angelegt hatten; denn sie krabbelten auf der Steppe wie Käfer.

Nicht lange, da verschwanden die Eingeborenen in einer Deckung.

„Es sind Wilde", sagte ich, „sie werden uns schlecht empfangen."

Naghira wunderte sich darüber nicht. „In Oi-thum ist es allen geläufig: wo Menschen wohnen, wohnt das Böse! Wir wollen die Siedlung in einem Bogen umgehen", sagte sie.

„Es ist unmöglich! Verfolgt werden wir nun auf alle Fälle. Sie lassen uns nicht mehr entkommen."

Weil Akazien und Mimosengebüsch am Fuß des Hügels wuchsen, legten auch wir uns in Deckung. Lange sahen wir nichts mehr von den Negern.

In dieser Zeit besann ich mich auf eine List. „Ich habe einst von einem Negerboy eine Geschichte gehört", sagte ich zu Naghira. „Es gibt etliche Negerstämme, die vor dem Wahnsinn erschauern und ihn verehren als den Ausdruck des Göttlichen. Weißt du davon, Naghira?"

„Woher soll ich es wissen? In Oi-thum tötet man die Wahnsinnigen."

„Wenn es nötig ist, wollen wir jene List probieren", sagte ich.

„Was wollen wir denn machen?"

„Ich will diesen Wilden nackt entgegentanzen", sagte ich. „Mit Gaukelsprüngen, wie ein Irrer."

„Und wenn sie dich erschießen?"

Was sollte ich antworten, ich zuckte die Schultern.

„So laß es mich machen", bat sie.

Dann bereiteten wir den Anzug und den Wahnsinnstanz Naghiras vor. Sie tat ab, was sie noch an hatte; es war nicht viel. Sie band sich einen Struppgurt aus Wüstengras um die Lenden. Sie riß Zweigwerk herab und legte es um ihre Schultern. Und sie tat sich einen Kranz aus Stroh in die Haare. Dann begann sie zu springen und wie toll ihre Glieder zu verrenken. Das konnte Tanz heißen oder Wahnsinn.

Noch einmal warf sie ihre Arme um meinen Nacken. Dann stieg sie aus dem Graben und trat aus der Deckung. Da fuhr gleich ein Pfeil von drüben dicht an ihr vorbei.

Sie schleuderte die Arme und gröhlte einen Sang, gurgelig, wild, fremd. Heulte. Setzte im Sprunge über Büsche. Gebärdete sich wie ein Affe — nein, sie gebärdete sich wie eine Besessene.

Das Spiel wurde gewonnen. Drüben traten die Neger in ihrer schwarzen Nacktheit vor die Büsche und legten die Waffen ab. „Uhilialala!" heulte Naghira. Mit grotesker Wildheit wirbelte, ruckte, sprang sie, schwang sie sich dem Feind entgegen.

Als ich sah, daß die Neger vor ihrem Wahnsinn erstarrten, lief ich ihr nach, als sei sie mir entwichen.

Und wirklich: wiewohl sie den Mann sahen, spannte keiner den Bogen! Aus ihren Gesichtern stierte ehrfürchtiger Schreck. Wie Kinder, die ein Wunder sehen, folgten sie Naghira, der Wüstentänzerin. Sie tanzte zwischen den Hütten der Neger, tanzte unter den Palmen im Dorf. Weiber und Kinder prallten heraus in den Tag, schrien wie die Affen. Schwiegen in Ehrfurcht.

Auf dem Dorfplatz schlug Naghira der Länge nach hin. Es war so gewollt. Aber es war auch die Folge ihrer Krankheit, der Wildheit ihrer Komödie, ihre Schwäche. Sie hielt das Gesicht an die Erde gepreßt, wühlte Sand über sich.

Da kamen sie alle, ihr zu helfen; denn diese Verrückte stand — nach ihrer Meinung — in einem herzlichen Verhältnis zu dem großen Geist.

Meine Waffen lockten alsbald die Krieger. Waffen solcher Art hatten sie nie gesehen. Sie wurden begehrlich danach. Naghira hockte indessen im Winkel vor einer Hütte und klagte halblaut in die Hände. Es klang verloren — als riefe der Totenvogel aus der Höhle eines Felsens.

Währenddessen tauschte ich für zwei der schönen Bogen Lebensmittel ein, und einen Tag lang Sicherheitsgeleit wollten sie uns geben für ein Bronzeschwert. So keck wurden sie! Es war ein ekles Feilschen.

Dann wanderten wir in die Wüste.

Einmal trafen wir eine Karawane. Es waren Kaufleute der schwarzen Rasse, die nach Leopoldville zogen. Eine Zeitlang ritten wir mit ihnen.

In diesen Tagen besiegte Naghira die Glut des Fiebers, die nun wieder in ihr raste. Aber dann ging das nicht mehr. Wir mußten zurückbleiben.

„Es ist genau wie damals", sagte sie. „Die Arznei der Kaufleute hat auch nicht viel geholfen. Wenn du mich wieder eingräbst, wird es wohl besser werden." Sie hing an meinem Arm wie ein Herbstlaub am Baum. Dann, in einem unbewachten Augenblick, rutschte sie hinunter und sank auf den Sand wie tot.

Da grub ich das Loch in der Wüste, wie es ihr Wunsch war, und hob sie hinein. Ihre Kraft reichte nicht mehr zu, selber hinabzusteigen. Ich wühlte den feuchten, kühlen Sand um sie. Erlöst atmete sie auf und schlief ein.

Aber am zweiten Tag, als es Abend wurde, merkte ich: Naghira war gestorben.

Ich streichelte ihr das Gesicht, das einst so schön gewesen war. Es war kalt und verfallen. Und ich legte ihr einen Kranz von Wüstenblumen auf die Haare, die einst so weichen Glanz gehabt hatten.

Dann warf ich einen Hügel über sie, so groß wie ein Grab.

Mir war, als habe ich mein Herz eingescharrt.

Und langsam wanderte ich hin durch die Wüste.

Etliche Monate später gelangte ich nach Leopoldville, in die Hauptstadt von Belgisch-Kongo. Dort sprach ich mit dem englischen Konsul.

(Fortsetzung folgt.)

Romanja.

Eine Novelle von Max Lippold.

Wenn die Knechte von den Feldern heimgekehrt sind, wenn die Mädchen und alle den Hof verlassen haben; dann bricht die stille Stunde an. Kein Ruf ertönt, selbst das Säuseln des Windes ist verstummt. Frieden und Stille. Vielleicht ist die erste Morgenstunde so feierlich, so lautlos. Sommer und Erde — welche Worte!

Ja, es ist die Andacht alles Lebenden, alles lebt hier, die Felder, die Tiere, die Menschen, alles lebt hier, nichts ist ferner als der Tod. Alles atmet in Andacht. Aber noch ist es nicht dunkel, noch hat die Sonne nicht Abschied genommen für den heutigen Tag. Der Horizont glüht rot und messingfarben. Und nun bricht die letzte Stunde des Tages an.

Leben erwacht wieder. Die Menschen haben sich gesättigt, die Mädchen haben sich schön gemacht, jetzt singen sie auf dem Gutshof. Bald kommen auch die Burschen und spielen zum Tanz auf. Und die Heide liegt ein paar Schritte weit, vielleicht gehen sie heute noch dorthin.

Es sind eine Menge Menschen auf dem Gutshof, Männer und Mädchen und Frauen, gar nicht gerechnet die Knechte und die Familien, die Sommer und Winter hier sind. Ach, wer kann sie alle mit Namen nennen! Im Frühjahr kommen sie, im Herbst gehen sie. Wege kreuzen sich, Menschen finden sich. Es geschieht nicht selten, daß ein Erntemädchen die Frau eines Siedlers wird. Andere verlassen gemeinsam den Hof, um sich irgendwo zu heiraten. Wieder andere aber trennen sich, wenn der Sommer dahin ist, zuweilen gibt es viel Tränen und Herzeleid.

Da ist ein seltsamer Mensch, Romanja heißt er, er ist bereits den zweiten Sommer hier, eigentlich solange wie Len und Magda, die zum Personal des Schlosses gehören. Es gab eine Zeit, da Len und Romanja so gut wie verlobt waren. Aber das dauerte nicht lange. Heiner kam, Heiner der Motorführer, und Len schien ihm vom ersten Tage an zugetan zu sein. Im Spätherbst wurde er wieder entlassen, es hieß aber, er wird im Frühjahr wieder kommen. Er soll nur kommen! sagte Romanja. Ich werde ihm sterben helfen!

Während des Winters war keine Arbeit für Romanja. Er blieb aber, wo er war, er hatte Geld und konnte leben. Und er hatte Len wieder, und alles war gut. Im Frühjahr kam dann Heiner wieder. Das erste Gewitter zog auf, als Len ihren lange nicht gesehenen Freund so herzlich begrüßte. Und einen Tag darauf fuhr Romanja fort. Er kam aber zurück, als die Arbeit begann, und er brachte einen Revolver mit.

Jetzt begann das Leben auf dem Gutshof wieder interessant zu werden. Es lag etwas in der Luft, es mußte jetzt eigentlich etwas geschehen. Romanja war der Teufel selbst, er arbeitete wie ein Stier und ließ alle hinter sich. Aber er rührte keine Karte mehr an, es schien so, als wenn er sein Leben bessern wollte. Fast jeden Abend ging er in die Felder, ging durch den Hain bis an den Strom. Er sagte zu seinen Kameraden, daß er einen Vogel schießen wolle, einen seltenen Vogel, der sich nur abends zeigt. Merkwürdig war nur, daß er diesen Vogel niemals heimbrachte.

Nun geschah' es eines Abends, daß er mit blutigem Gesicht und mit Beulen am Kopfe heimkommt. Ach du liebe Zeit, wie er aussah! Die Kameraden lachten allwissend, und die schon schliefen, erwachten, und richteten sich auf. Ach du liebe Zeit, wie er aussah! Jetzt hast du wohl den Vogel? fragten sie. — Ach ihr Töppels, was denkt ihr wohl? antwortete Romanja. Gefallen bin ich, mit dem Kopf auf einen Stein bin ich gefallen. Kann man nicht am Strom fallen, wo so viel Steine dort herumliegen?

Man sprach nicht weiter davon. Aber von diesem Tage an hatte Romanja kein Interesse für den Nachtvogel mehr. Einige Tage geschah nichts. Es wurde nicht getanzt und nicht in die Heide gegangen. Burschen und Mägde waren abends todmüde, das machten die ersten Erntetage, das Korn ist reif, die schwerste Arbeit des Jahres hat begonnen. Nachher folgt der Weizen oder die Sommersaat. Ja, die Ernte hat begonnen.

Und wieder einige Tage später war alles wie vorhin, man spielte und tanzte. Und Romanja ging geradeaus auf Len zu und forderte sie zum Tanz auf, obwohl Heiner neben ihr stand. O, er war kein Angsthase, er fürchtete sich nicht. Und Len tanzte mit ihm einen Tanz.

Es schien alles wieder gut zu sein. Aber eines Tages kam der Inspektor und warf Romanja vor, daß er nicht mehr so schaffe wie früher. — So? sagte Romanja. Ganz im guten hatte es der Inspektor gesagt, nur ein kleiner Anstoß, weiter nichts. Aber an diesem Abend saß er lange auf seiner Bettkante und grübelte. Es war nichts mit dem seltsamen Vogel, überhaupt war alles in Unordnung. Es grollte in Romanja, er saß da und war traurig und böse. Schließlich erhob er sich und ging hinaus.

Am andern Morgen ist Romanja krank, regelrecht krank. Nicht daß ihm etwas fehlte, weit davon entfernt, aber sein Kopf hatte in der letzten Nacht, da er draußen schlief, etwas zurechtgegrübelt. Wenn er krank war, konnte er nicht zum Essen in die Küche, und so mußte Len sein Essen in den Schlafraum bringen, das war ihre Pflicht, das mußte sie tun, ob sie wollte oder nicht. Allein, wer nicht kam, war Len. Einmal brachte Magda sein Essen, ein andermal brachten es seine Kameraden. Als Len sich auch am dritten Tag nicht blicken ließ, stand er auf und ging Korn mähen.

Bald danach traf es sich, daß er Len sprechen konnte. Willst du ihn heiraten? fragte er. — Wen? — Den Motorführer, den Idioten! — Warte, das sag ich ihm. — Bitte. Ob du ihn heiraten willst, frage ich? — Was geht dich das an! — So, das geht mich nichts an. Hast du schon vergessen, was du mir einmal gesagt hast? — Ich wüßte nicht, was ich dir Schlimmes gesagt haben könnte. — Nun, vielleicht fällt es dir bald ein! Das war alles.

Eine Woche später geht das Gerücht, daß Heiner seinen Dienst gekündigt habe, einen Tag später erfährt man, daß auch Len fort will, und am selben Abend sprechen die Leute davon, daß auch Romanja geht. Draußen vor den Türen stehen sie und ahnen Unheil. Sie reden darüber bis in die Nacht, jemand hatte gehört, was Romanja und der Inspektor gesprochen hatten. Es ist nicht schön von euch, daß ihr uns ausgerechnet in der Ernte verlassen wollt, hatte der Inspektor gesagt. So? hatte Romanja erwidert. Seien Sie doch froh, daß Sie einen schlechten Arbeiter loswerden. — Sie sind nicht der Schlechteste, Romanja, im Gegenteil, konnte der Inspektor sagen. Wo wollen Sie denn eigentlich hin? Darauf hatte Romanja nichts geantwortet.

Am letzten Abend gab Heiner noch ein kleines Abschiedsfest, man trank und tanzte und rauchte. Dann erhielt Heiner ein Hochzeitsgeschenk von seinen Kameraden, daran alle, mit Ausnahme von Romanja, beteiligt waren. Silbernes Schneidezeug war es, lauter schöne Sachen. Hoch lebe die Braut! rief man. Auf das Wohl der Kameraden! rief Heiner. Und zu Romanja sagte er: Lieber Romanja, wir wollen Freundschaft schließen! Tanze mit Len heute noch, soviel du willst. — Ja, ja, sagte Romanja, ja. — Gib mir die Hand! rief Heiner. So. Gehst du auch morgen fort, Romanja? — Das werde ich wohl. — Ja, dann leb' wohl, lieber Freund. Du, Romanja, du bist mir doch nicht böse? — Nein. — Recht so. Dann trink und tanz mit Len.

Ach, wie lustig Len war, so lustig hatte er sie noch nie gesehen. Heiner trank auf das Wohl der Kameraden, Romanja tanzte und tollte mit Len. Dann führte er sie zu Heiner und sagte: Ich danke dir!

Am andern Mittag ist das Brautpaar zur Abreise bereit. Auch Romanja hat den Vormittag im Schlafraum zugebracht, jetzt kommt er auf den Hof und begegnet Magda. Ich muß mein Metermaß in der Küche gelassen haben, sagt er. Es ist fort.

Aber doch nicht in der Küche? Was soll dein Maß in der Küche?

Ja, es muß dort sein, sagt er und geht hinein. Drinnen sieht er Len und Heiner am Fenster stehen, sie drehen sich um, als er eintritt.

Habt ihr mein Metermaß gefunden? fragt Romanja.

Dein Metermaß? Hast du es verloren?

Ja, ich muß es irgendwo hingelegt haben. Übrigens, ich will euch auch etwas zur Hochzeit schenken. Hier, der Braut überreiche ich meine Kleinigkeit. Hätte ich mehr Geld gehabt, ich hätte euch mehr gekauft.

Len nimmt das Schächtelchen, das er ihr hinhält, und dankt. Es ist eine kleine Schachtel, so klein, daß man sie in die Westentasche schieben kann. Ich sehe, hier ist mein Maß nicht, sagt Romanja und geht hinaus. Len aber öffnet die Schachtel, o, wie es da blitzt und funkelt! Ach du liebe Zeit! Eine Armbanduhr ist es, eine Uhr, nach der ich mich schon immer sehnte. Du lieber Romanja! Aber als sie den Zettel erblickt, der unter der Uhr liegt, freut sie sich nicht mehr. Ganz ernst wird sie, es sieht aus, als wenn ihre Augen feucht werden. Wir können die Uhr nicht annehmen, sagt sie, sieh' her Heiner, was sie kostet. Hier steht es. — Lieber Gott, nein, sagt auch er. Das ist zu viel. Das ist ja mehr als sein Verdienst im halben Jahr. Liebe Zeit, eine goldene Uhr für eine Prinzessin. — Und du hast ihn damals noch geschlagen, Heiner. —

Jetzt weint Len.

Heiner aber läuft hinaus und sucht Romanja, im Schlafraum sucht er, in den Ställen sucht er, Romanja ist fort. Romanja! schreit er. Romanja! Am andern Morgen fand man ihn am Strom mit nassen Kleidern und einem Loch in der Schläfe.



Bunte Chronik



Der staubige Mond.

Obwohl uns der Mond so nahe ist — er ist der nächste Weltkörper — weiß man nichts Genaueres über die inneren Bestandteile seiner Oberfläche zu sagen. Nicht einmal 400 000 Kilometer trennen uns von ihm, und mit den größten Fernrohren lassen sich dort Objekte von etwa 200 Metern Länge oder Höhe erkennen. Da der Mond keine Atmosphäre hat, sieht man seine Landschaften sehr genau, und mit der größten Schärfe strahlt uns sein Antlitz entgegen. Wie kommt es nun, daß sich trotzdem von der stofflichen Zusammensetzung so wenig sagen läßt? Das Mondlicht wird nämlich als reflektiertes Sonnenlicht zurückgeworfen. Die Spektralanalyse, die bekanntlich durch verschiedene Methoden den inneren Aufbau ferner Himmelskörper aufdecken kann, versagt jedoch beim Monde wegen seines geborgten Lichtes. Aber man wußte sich zu helfen: alle Minerale werfen mehr oder weniger auf sie auffallendes Licht zurück. Dabei wird das Licht nach verschiedenen Seiten und unter bestimmten Winkeln von jenen Körpern sehr unterschiedlich zurückgeworfen. Diese Mittel, dazu die sogenannten Polarisationswinkelmessungen, nahm man zu Hilfe. Man fand unter bestimmten Voraussetzungen, daß einige Mineralien der Erde dieselben Eigenschaften besitzen wie gewisse daraufhin untersuchte Gesteine des Mondes. Es stellte sich heraus, daß sie vulkanische und vom Vulkanismus beeinflußte Gebilde sind, wie z. B. Obsidian, glasartig erstarrte Quarzgesteine, Basalt, Lava u. a. Dazu kommt nun noch, daß die Oberfläche unseres himmlischen Nachbarn vielfach von einer Schicht feinen Sandes und vulkanischen nebst meteorischen Staubes bedeckt sein muß. Das ist wohl erklärlich, denn eine allmähliche Verwitterung der vulkanischen Gesteine ergab im Laufe der Zeiten Staub, solange der Mond noch eine Atmosphäre hatte. Fernerhin konnten die Meteore späterhin beim Fehlen dieser Lufthülle mit großer Kraft den Mondboden erreichen und sich dort nach ihrem Niederfall oft staubartig ausbreiten. Ganz verkehrt ist aber die Ansicht, daß die Mondoberfläche vereist sei, denn bei kompakten Eismassen, von denen der Mond umgeben sein soll, ließen sich nicht mit solcher Klarheit ihre Gebirge und Bergspitzen wahrnehmen. Der Mond ist eben ein ausgebrannter Krater, über dessen Gesteine wir wie bei irdischen Verhältnissen wohl im Klaren sind. Warum sollen auf dem Monde andere Gesetze als auf der Erde herrschen?



Rätsel-Ecke



Silben-Quadrat-Rätsel.

A	Berg	En
En	Ne	Ne
Re	Si	Si

Die obenstehenden Silben sind so zu ordnen, daß die wagerechten und die senkrechten Reihen gleichlautende Wörter bezeichnen.

*

Rechen-Aufgabe.

1/5 von Freischütz
1/3 „ Lanner
1/8 „ Kreutzer
1/3 „ Marschner
4/5 „ Auber
1/6 „ Mozart

ergeben die Namen eines berühmten Liederkomponisten. (ß — ein Buchstabe)

*

Drei Rätsel für Nußknacker.

Du findest mich in Afrika.
Ein „i“ heraus — ein Hund ist da!

*

Mit „N“ wird's immer bei uns sein
Mit „H“ läuft's manchmal querfeldein.

*

Mit „l“ wird's auf der Bank gemacht,
Mit „b“ dagegen in der Schlacht.

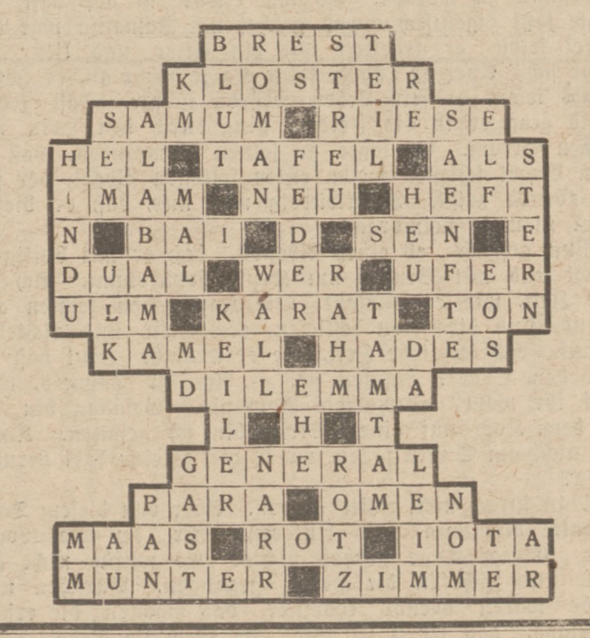
*

Scherz-Buchstaben-Rätsel.

Wir sind 7 Brüder,
Der 1. heißt ●
2, 3 sind zu finden
In jeglicher ● ●
Drauf geht es zu ● ● ● ●
Nun rate ● ● ● ● ● ● ●!

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 204

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels:



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.